

„Gib dem Schwob sin Fähnele...“

Ein Gedicht aus der Zeit nach 1918 über die Folgen der Abschiebung der Reichsdeutschen aus Elsass-Lothringen

von Gerhard Fritz und Pierre Frankhauser¹

*Vive la France et merde la Prusse!
Die Schwowa müen zum Ländel nüsst!*

*Gib dem Schwob sin Fähnele
und setz ne in a Kähnele
und fahr ne über de Rhin
ins Schwowaländel nin.*

*D' Steckelburger warte numme:
D' Äschermittwoch werd scho kumme,
und no wärt 'r froh,
d' Schwowa wäre do!*

*Ze Strosburg sieht's jetzt trüurig us.
D'Schwowa sind zum Ländel nus,
und in jedem Eck,
nix als Poilu-Dreck.*

Claude Muller hat in seinem vorstehenden Beitrag alle wesentlichen Fakten zum Übergang des Reichslandes Elsass-Lothringen an Frankreich im Gefolge des Ersten Weltkrieges zusammengestellt. Hier wird ein kleines Gedichtchen wiedergegeben, das in den Jahren um und bald nach 1920 in Straßburg nur von Mund zu Mund verbreitet wurde. Derlei oral history ist deshalb in den Akten dieser Zeit nicht enthalten. Die Edition der drei Vierzeiler samt einleitendem Zweizeiler soll zum einen diesen originellen Text dem Vergessen entreißen und kann zum andern einen Einblick in das ansonsten nicht überlieferte Bewusstsein weiter elsässischer Bevölkerungskreise dieser Zeit geben.

Inhaltlich scheint alles klar zu sein: Wie Claude Muller beschrieben hat, wurde die elsässische Bevölkerung in vier Gruppen eingeteilt, die in den an alle ausgestellten Karten mit den Buchstaben A, B, C und D bezeichnet wurden. A-Kärtler waren die Alt-Elsass-Lothringer und deren Kinder. Sie durften bleiben und erhielten die französische Staatsangehörigkeit. B-Kärtler – inoffiziell manchmal auch als „boches“ bezeichnet – waren sozusagen Mischlinge mit einem reichsdeutschen und einem altelsässischen Elternteil. Mit ihnen und auch mit den gemischten Elternpaaren wurde im Hinblick auf die Abschiebung je nach politischer Zuverlässigkeit verfahren. C-Kärtler waren Ausländer aus Staaten, die im Krieg von Deutschland besetzt waren, z. B. Luxemburger, oder aus neutralen Staaten stammten, z. B. Schweizer. Sie durften in der Regel bleiben. Am übelsten traf es die D-Kärtler (inoffiziell: „double-boches“). Sie wurden seit Ende 1918 und bis etwa 1922 unter Verlust ihres in Elsass-Lothringen befindlichen Vermögens abgeschoben. In manchen Fällen durfte bewegliche Habe mitgenommen werden, wenn der Ausgewiesene bereit war, den ins Elsass versetzten Innerfranzosen, der seine Stelle übernahm, einzuarbeiten. Das galt aber beispielsweise nicht für die deutschen Professoren der Universität Straßburg, die ihre gesamten Privatbibliotheken nicht mitnehmen durften. Immobilien von Reichsdeutschen, also Häuser, Grundstücke, Fabriken,

¹ Das Gedicht ist überliefert von Pierre Frankhauser, der es seinerseits von seinem Vater Georg Friedrich Frankhauser (* 1904, † 1995) übernommen hat, der das Gedicht von seiner Straßburger Familie her kannte. Der Kommentar wurde verfasst von Gerhard Fritz.

auch wenn diese rechtmäßig gekauft oder überhaupt erst gebaut bzw. gegründet worden waren, wurden grundsätzlich entschädigungslos enteignet.

Die genaue Zahl der Abgeschobenen lässt sich übrigens nicht ermitteln, da auffälligerweise in den elsässischen Archiven dazu keine Unterlagen mehr vorhanden sind. Man geht von bis zu 150.000 Personen aus, also etwa einem Zehntel der elsass-lothringischen Bevölkerung. D-Kärtler waren alle diejenigen reichsdeutschen Bewohner von Elsass-Lothringen, die nach 1870 dort eingewandert waren, ebenso auch deren Kinder, auch wenn sie im Reichsland geboren waren.

Die positive Einstellung von – wie Emile Hugel das beschreibt – etwa 80 % der elsässischen Bevölkerung gegenüber den französischen Truppen Ende 1918 hing auch mit einer ebenso banalen wie elementaren Tatsache zusammen: Elsass-Lothringen hatte – wie alle Teile des Deutschen Reiches – spätestens seit 1916 gehungert. Die englische Seeblockade hatte mit kriegsentscheidend gewirkt und Hunderttausende hungerbedingter ziviler Opfer in Deutschland gefordert. Da war es ein im höchsten Maße überzeugendes Argument, dass die Poilus 1918 mit Massen von Lebensmitteln ankamen, die sie unter der elsass-lothringischen Bevölkerung verteilten. Es ist kein Wunder, dass in den Berichten von 1918 immer wieder das von den französischen Truppen mitgebrachte Weißbrot und der Wein erwähnt werden. In Deutschland ging – anders als in Elsass-Lothringen – der Hunger weiter, da die englische Blockade bis Mitte 1919 fortgesetzt wurde. Der Hunger selbst dauerte z. T. bis 1920.²

Dazu kam noch, dass Elsass-Lothringen wegen der Nähe zur Front 1914–1918 unter weitgehender Ausschaltung lokaler und regionaler Selbstverwaltung unmittelbarer deutscher Militärverwaltung unterstellt war. Deren Härte und die vielfältigen damit verbundenen Einschränkungen sorgten für viel böses Blut. Ein Teil des Oberelsass, die Gegend um Thann, war seit 1914 französisch besetzt. Der Hartmannsweiler Kopf und der Lingekopf waren den gesamten Krieg über Brennpunkte des Kampfes. Beschusschäden bis weit ins Elsass hinein und ständige Angst vor Tod und Zerstörung waren an der Tagesordnung. Entlang der gesamten Front war dauernd deutsches Militär in den Dörfern und Städten einquartiert, auch und gerade in Privathaushalten. Die Kombination von Hunger, Militärverwaltung, Front, Kriegsschäden

² Vgl. dazu im Beitrag von Claude MULLER z. B. die Aussagen von Paul Hemlinger. Der Hunger („das elende Hungerleben“) in der Zivilbevölkerung und sogar unter den deutschen Soldaten, die ja besser versorgt waren als die Zivilbevölkerung, wird ausgerechnet von dem Elsässer Dominik Richert immer wieder eindrucksvoll beschrieben (Dominik RICHERT: Beste Gelegenheit zum Sterben. Meine Erlebnisse im Kriege 1914–1918. Hg. v. Angelika TROMNITZ und Bernd ULRICH. München 1989, S. 160 f, 265–272, 275 ff, 282–287, 321). Weitere dramatische Beispiele zum Mangel und Hunger in der Garnisonsstadt Schwäbisch Gmünd: Gerhard FRITZ (Hg.): Schwäbisch Gmünd und der Erste Weltkrieg. Schwäbisch Gmünd 2014, S. 121–132, 272 ff, 280 f, 294–298. Dabei waren in anderen Teilen Deutschlands die Verhältnisse noch schlimmer. Nord- und mitteldeutsche Soldaten, die sich in Gmünd aufhielten, wiesen darauf hin, dass es bei ihnen zu Hause, v. a. in den Großstädten, noch viel übler sei. Für deutsche Großstädte fehlen entsprechende umfassende Untersuchungen, ebenso für das Elsass, egal, ob dortige größere Städte oder das Land. Für Stuttgart beschreibt eine damals im Kindesalter stehende Frau aus wohlhabender Familie, sie sei noch 1920 (!) dermaßen unterernährt gewesen, dass sie gerne zur Quäker-Speisung gegangen wäre, die mildtätige Amerikaner organisiert hatten – aber sie musste anderen Kindern den Vortritt lassen, denen es noch viel schlechter ging. Vgl. Gerhard FRITZ, Susanne KREHLIK und Maren SCHWARZ: Leben und Sterben in Schwäbisch Gmünd im Ersten Weltkrieg. In: Gerhard FRITZ (Hg.): Die Zeit der Katastrophen. Gmünder Schicksale zwischen 1914 und 1945 (historegio 9). Remshalden 2016, S. 31–48; allgegenwärtig ist das Thema Hunger bei Eberhard ZIMMER (Hg.): Die Kriegsbriefe des Gmünder Erwin Ladenburger 1916–1918. In: ebd., S. 95–163, v. a. S. 142, 144, 146, 155, 157 f. Zur Fortdauer des Hungers: Syra BITTNER: Frauen am Ende des Ersten Weltkriegs und zu Beginn der Weimarer Republik in Schwäbisch Gmünd. In: ebd., S. 200–252, v. a. S. 201–212: Dieselben Befunde auch in Waiblingen: Caroline SCHEINER-MARX: Frauen in Waiblingen in der Weimarer Republik. In: Waiblingen in Vergangenheit und Gegenwart 18 (2014), S. 150–177. Zum Stuttgarter Fall: Gerhard FRITZ und Monika FAHRNER-FRITZ: Hede Münz (1908–2005). Von Stuttgart nach Palästina und zurück – der Weg einer jüdischen Musikerin. In: Musik in Baden-Württemberg, Jahrbuch 2023/24, S. 353–384, hier 358 f.

und Einquartierungslasten ergab die brisante Mischung von 1918. Angesichts dieses Kriegselends musste die Ankunft der Franzosen wie eine Erlösung wirken – auch wenn es mittlerweile Untersuchungen gibt, die Befunde zeigen, die lange Zeit verschwiegen wurden: Auch unter den A-Kärtlern gab es Leute, die nie akzeptierten, französische Staatsbürger geworden zu sein, sondern gerne Deutsche geblieben wären.³

Emile Hugel beschreibt weiter den Stimmungsumschwung, nachdem die Bevölkerung mehrere Jahre Erfahrungen mit den Franzosen hatte. Man könnte hier auch die politischen Folgen dieses Umschwungs näher beschreiben – das Entstehen der elsass-lothringischen Autonomiebewegung in den 1920er Jahren mit dem spektakulären Colmarer Prozess als Höhepunkt. Das wäre aber eine eigene Darstellung, die hier nicht geleistet werden kann. Man muss es bei einem Verweis auf die durchaus vorhandene Literatur bewenden lassen.⁴ Zu erwähnen ist auch, dass angesichts des bald wachsenden Unwillens in der elsässischen und lothringischen Bevölkerung immerhin etliche elsass-lothringische Sonderrechte bewahrt werden konnten. Sie werden bis heute von einer Behörde, der „commission du droit local d’Alsace-Moselle“ überwacht.⁵

Es soll im Folgenden aber nur um das einleitend wiedergegebene Gedicht gehen. Dieses zeigt in der ersten Strophe samt einleitendem Doppelvers, dass die Masse der elsässischen bzw. der Straßburger Bevölkerung den Massenabschiebungen in einer Mischung aus Enthusiasmus, Indifferenz und einem gewissen Erstaunen gegenüberstand: Da ist anfangs eine tiefe Abneigung v. a. gegen den preußischen Charakter der deutschen Herrschaft und eine spontane Frankreich-Begeisterung. Die *Schwowa*, also die Deutschen, werden halt über den Rhein in ihr *Schwowaländel* gefahren.

Aber die Euphorie über das Verschwinden der Deutschen und die Ankunft der Franzosen endet ebenso rasch und verkatert wie die Fasnacht. Die *Steckelburger* – ein Spitzname für die Straßburger – sehen das Ende des Feierns herannahen: den *Äschermittwoch*, an dem alles wieder in Ordnung gebracht werden muss. Und für das Aufräumen wäre es dann doch gut, wenn die *Schwowa* wieder da wären. Ihnen traut man das Aufräumen zu, den Franzosen offenbar nicht.

Das Aufräumen ist nötig, weil das böse Erwachen gekommen ist. Denn mit den neuen französischen Herren läuft es keineswegs so problemlos, wie man das erwartet hatte. Vielmehr

³ Cécil POURE : Temoignage – "En 1918, tous les Alsaciens n'étaient pas heureux de redevenir français" <https://france3-regions.franceinfo.fr/grand-est/alsace/temoignage-1918-tous-alsaciens-n-etaient-pas-heureux-redevenir-francais-1571512.html> (abgerufen 23.6.2025). Vgl. auch den "Alt-Elsässer" (im Sinne der vier-Gruppen Einteilung) Julius Leber: https://www.spd-geschichtswerkstatt.de/wiki/Julius_Leber und den "Alt-Lothringer" Franz Dahlem: <https://www.dhm.de/lemo/biografie/franz-dahlem> (frdl. Hinweis von Paul Abel).

⁴ Ein kurzer Überblick z. B. bei Bernard VOGLER: *L’Alsace – une histoire*. Strasbourg 1990; S. 172–178; ausführlicher die einschlägigen Kapitel von DEMS.: *Histoire culturelle de l’Alsace*. Strasbourg 1991; *Histoire politique de l’Alsace*. Strasbourg 1995; DERS. und Michel HAU: *Histoire économique de l’Alsace*. Strasbourg 1997; am ausführlichsten: Bernard WITTMANN: *Une épuration ethnique à la française. Alsace-Moselle 1918–1922*. Fouesnant 2016; jüngst Harald BRUCKERT: *Das Reichsland Elsass-Lothringen 1870/71–1918*. Ubstadt-Weiher u. a. 2025; François UBERFILL: *Le sort des populations après 1918. Commissions de triage, expulsions, épuration des administrations et des institutions scolaires et universitaires*. In: *Revue d’Alsace* 144 (2018), S. 107–128 und Francis GRANDHOMME : *Retrouver la frontière du Rhin en 1918 : l’entrée des poilus en Alsace et le retour à la France*. In: *Revue d’Alsace* 139 (2013), S. 237–258.

⁵ Sie ist heute anscheinend eine Emanation des „Institut du Droit local Alsacien-Mosellan“. Dieses scheint an die Universität Straßburg angegliedert zu sein. Es wird in Zukunft eine eigene Zusatzausbildung „Diplôme Universitaire de Droit Local Alsacien-Mosellan“ für Juristen, Notare u. ä. geben. Hierzu Details: https://sfc.unistra.fr/formations,droit_-_droit-en-entreprise_-_Diplôme_d'université_Droit_local_alsacien-mosellan_-_Formation_Continue_Université_de_Strasbourg (abgerufen 12.6.2025).

sehe es in Straßburg jetzt *trürig* aus. Insbesondere an der Verunreinigung der Stadt, die sich offenbar deutlich von der saubereren „deutschen“ Zeit unterscheidet, am „Dreck“, den die französischen Soldaten, die Poilus, überall hinterlassen, stört man sich. Der „Dreck“ und das traurige Bild der Stadt wird mit der Tatsache erklärt, dass die *Schwowa* [...] *zum Ländel nus* sind.

Das gesamte Gedicht ist geradezu typisch für die elsässische Art und Weise, mit diesem Problem umzugehen. Wie ist es zu verstehen, dass man froh wäre, wenn *die Schwowa* wieder da wären? Die Verse zeigen die zunehmende Enttäuschung der Elsässer über die neuen Verhältnisse, was aber nun nicht besagt, dass deswegen eine Rückkehr zur „deutschen Zeit“ als erstrebenswert angesehen wird. Es ist der oft beobachtete Effekt, dass man im Nachhinein positive Seiten einer Situation entdeckt, deren man sich vorher nicht bewusst war, und andererseits die unangenehmen Seiten verdrängt. Die Elsässer sind daher oft zwiespältig. Manche Dinge des französischen Kulturraums schätzen sie, manche des deutschen. So entspricht die „deutsche Ordnungsliebe“ und „Gründlichkeit“ durchaus der elsässischen Volksseele, aber andererseits wird der kompromisslose „preußische Perfektionismus“ als kompliziert und unangenehm empfunden. Umgekehrt ist eine „lateinischere Leichtigkeit“ angenehm, aber eben vielleicht weniger perfekt. Das findet seinen Ausdruck im selbstironischen Spottlied: *D'r Hans im Schnöckeloch hät àlles, wàs er will! Un wàs er hät, dess will er nit, Un wàs er will, dess hät er nit. D'r Hans im Schnöckeloch hät àlles, wàs er will!* Der Elsässer ist also nie zufrieden.



Die heutigen Départements